

Psychologie

„Der eigene Bruder als ein Fremder“



Über Dächer fliegen, durch Prüfungen fallen, in der U-Bahn nackt dastehen: Der niederländische Psychologe **Douwe Draaisma**, 61, erklärt in seinem neuen Buch „Wie wir träumen“, weshalb unsere nächtlichen Abenteuer wichtig, aber nicht überlebenswichtig sind.

SPIEGEL: Warum träumen wir?
Draaisma: Träume haben vor allem eine persönliche Bedeutung für jeden von uns, so

ähnlich wie Musik. Ich glaube hingegen nicht, dass Träume funktional wichtig sind für unser Leben. Manche neurologischen Erkrankungen oder auch Medikamente führen dazu, dass die Betroffenen nicht mehr träumen können. Und dennoch führen diese Menschen ein normales Leben.

SPIEGEL: Was verrät das nächtliche Kopfkino über den Einzelnen?

Draaisma: Wenig, es spiegelt insbesondere die gesellschaftliche und kulturelle Herkunft wider. In Nigeria hat man Angehörige verschiedener ethnischer Gruppen nach ihren Träumen befragt. Je größer die Bedeutung von Bildung und Schule war, desto häufiger traten bei den Menschen Prüfungsträume auf.

SPIEGEL: Sind Träume notwendig, um Stress abzubauen?

Draaisma: Prüfungsträume erinnern eher daran, dass man solche Drucksituationen schon einmal durchgestanden

hat. Andererseits halten sie auch die Alarmbereitschaft hoch. Ich träume selbst häufig, dass ich unvorbereitet in Vorlesungen gehe oder einen Hörsaal nicht finde. Gerade deshalb passiert mir das vermutlich im wirklichen Leben nie.

SPIEGEL: In Ihrem Buch veraten Sie auch, wie blinde Menschen träumen. Wie muss man sich das vorstellen?

Draaisma: Für Blinde gestalten sich Träume genauso komplex wie für Sehende. Blinde beschreiben Klänge, Konversationen, Wind auf der Haut, Gerüche. Und kennen Sie folgendes Phänomen? Manchmal träumt man von einer nahestehenden Person, zum Beispiel vom eigenen Bruder. Im Traum sieht er plötzlich aus wie ein Fremder.

SPIEGEL: Ja.

Draaisma: Blinde machen die gleiche Erfahrung. Nur hat der Bruder in diesem Fall eine fremde Stimme. ble

Medizin

Müllabfuhr im Innenohr

Forscher aus Göttingen und Berlin haben einen Weg für eine Gentherapie bei bestimmten Formen von Schwerhörigkeit gefunden. Die Wissenschaftler untersuchten den Mechanismus, der die extrem schnelle Signalübertragung von den Innenohrzellen zu den Zellen des Hörnervs im Gehirn ermöglicht: Wie eine Art molekulare Müllabfuhr sorgen zwei Eiweiße dafür, dass in den Synapsen nach jeder Signalübertragung sofort Platz für die nächste geschaffen wird. Fehlt eines dieser Eiweiße, kommt es zu einer Form der Schwerhörigkeit, bei der keinerlei Hörgeräte helfen. Am Beispiel von Mäusen ist es den Forschern bereits gelungen, die Erbinformation für eines der fehlenden Eiweiße ins Innenohr zu schleusen – was dazu führte, dass das Gehör

schwerhöriger Nager wiederhergestellt wurde. „Mit dieser Methode könnte die Behandlung genetischer Schwerhörigkeiten auch bei

Menschen in absehbarer Zeit gelingen“, sagt Studienautor Tobias Moser vom Göttinger Institut für Auditorische Neurowissenschaften. jko



Kind bei Hörtest



Fußnote

30

Minuten körperliche Aktivität pro Tag reichen nicht aus, um das Risiko spürbar zu verringern, ein Herzversagen zu erleiden. Das zeigt eine Studie der University of Texas Southwestern, für die Daten von 370 460 Studienteilnehmern über einen Zeitraum von 15 Jahren ausgewertet wurden. Das Risiko schwerer Herzprobleme sank erst ab einer Stunde körperlicher Betätigung um 20 Prozent.

FOTOS: SAKÉ ELZINGA (O.); JOCHEN ZICK / ACTION PRESS (U.)

Perfekt getarnt

Erst auf den zweiten oder dritten Blick ist jenes Tier auszumachen, das sich auf diesem Bild in einem Wald in Finnland ausruht. In seinem Lebensraum verschmilzt der Bartkauz auf dem Ast nahezu perfekt mit der Umgebung.



Kommentar

Nobelpreis für ein Geschenk

Warum Pharmakonzerne gut daran tun, den Armen zu helfen

Pharmafirmen werden gern kritisiert, wenn sie uns Medikamente, die kaum helfen, teuer verkaufen. Der US-Arzneimittelhersteller MSD hat es vor einiger Zeit umgekehrt gemacht – und hat ein Wundermittel verschenkt. Es handelt sich um die Substanz Ivermectin, für deren Entwicklung der japanische Biochemiker Satoshi Omura und der aus Irland stammende Parasitologe William Campbell nun den Medizinnobelpreis gewonnen haben (den sie sich mit der chinesischen Malariaforscherin Tu Youyou teilen). Die Geschichte beginnt auf einer Wiese neben einem Golfplatz in Japan, wo Omura ein Bodenbakterium ausgrub und mit in sein Labor nahm. Dort fand er heraus, dass das Bakterium einen Stoff herstellt, der Parasiten abwehrt. Omura schickte den Fund an seinen Kooperationspartner Campbell in der MSD-Forschungsabteilung im US-Staat New Jersey, wo dieser den Stoff chemisch abänderte und in ein Medikament verwandelte. Es bekämpft die Larven eines tropi-

schen Fadenwurms, die bis in die Augen des befallenen Menschen wandern und ihn erblinden lassen. Doch wovon sollten bettelarme Kranke in afrikanischen und südamerikanischen Ländern das Mittel bezahlen? Die Antwort gab 1987 der damalige MSD-Chef: Sein Unternehmen werde Ivermectin auf eigene Kosten herstellen und so lange liefern wie nötig. Mehrere Milliarden Tabletten hat die Firma seither verschenkt und dadurch Millionen Menschen vor den Symptomen der Flussblindheit bewahrt. So lobenswert die Spende ist, sie sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Pharmariesen mehr Geld für die Erforschung von Lifestyle-Mitteln etwa gegen sexuelle Unlust oder Haarausfall ausgeben als für den Kampf gegen sämtliche Tropenkrankheiten. MSD ist auch nicht verarmt: Die Firma hat mit Ivermectin Milliardenumsätze gemacht – das Mittel dient auch der Behandlung von Nutz- und Haustieren.

Jörg Blech

Mail: joerg_blech@spiegel.de